

LOKALES

* Wiesbaden, 18. Januar 1907.

* **Erholungsstätte für Genossenschaftsbeamte.** Der Generalanwalt des Reichsverbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften, Geh. Regierungsrat Haas, steht zurzeit mit der Großh. Hess. Regierung wegen Ermietung des Schlosses Gießenberg in Verhandlung, die in aller nächster Zeit ihren Abschluss finden wird. In dem Schlosse beabsichtigt der Reichsverband eine Erholungsstätte für die Beamten der genossenschaftlichen Verbände, sowie für Vorstandsmitglieder und Mandanten der Genossenschaften, welche während eines ihnen bewilligten Urlaubs sich von angestrengter Arbeit in guter Luft ausruhen wollen, einzurichten. Es handelt sich um viele Hunderte von Beamten aus ganz Deutschland. Kranke und Retonvaleszenten werden dort keinen Aufenthalt nehmen; für diese ist anderweitig gesorgt. Die Mobiliarausstattung soll, soweit irgend möglich, von Odenwälder Handwerksmeistern beschafft werden; für die Verpflegung werden Verträge mit den Richtenberger Gasthausbesitzern abgeschlossen werden. Das neue Unternehmen wird zur Belebung des herrlichen Odenwaldes mit beitragen, zumal die genossenschaftlichen Sommergäste aus allen Teilen Deutschlands sich einfinden werden.

* **Ein Erlass Breitenbachs.** Mit der planmäßigen Dienst- und Ruhezeit des Eisenbahnpersonals beschäftigt sich ein von dem Minister der öffentlichen Arbeiten an die Eisenbahndirektionen gerichteter Erlass. Darin heißt es: Nach den Verichten der künftigen Eisenbahndirektionen stimmen fast alle um ihr Gutachten ersuchten Bahndirektoren, sowie die Mehrheit der um ihre Meinung befragten Bediensteten darüber überein, daß der Wechsel im Tag- und Nacht dienst eine vorübergehende Störung in der Lebensweise des Personals hervorruft und um so anstrengender ist, je öfter er sich wiederholt, weil die Gewöhnung, des Nachts tätig zu sein und am Tage zu ruhen, erst allmählich eintritt. Der Wechsel im Tag- und Nachtdienst wird deshalb am zweckmäßigsten nicht in zu kurzen Zwischenräumen vorgenommen, um das Personal möglichst fern von dem Uebergang verbundenen Störungen auszuhalten. Ich sehe hiernach davon ab, eine Aenderung der Bestimmung, daß kein Bediensteter mehr als sieben Nächte hintereinander im Nachtdienst beschäftigt werden darf, anzunehmen, ersuche es nach dem Ergebnis der Berichterstattung vielmehr für angebracht, daß an den einwöchigen Tag- und Nachtdienstperioden als Regel festgehalten wird. Um aber den Wechsel zwischen dem einwöchigen Tag- (bezw. Früh- und Spät-) und dem Nachtdienst so zu gestalten, daß das Personal sich unter allen Umständen von den Anforderungen der abgelaufenen Dienstperiode erholen kann, bestimme ich, daß allen Beamten und Arbeitern nach jeder einwöchigen Tag- und Nachtdienstperiode eine Ruhezeit von 30 bis 35 Stunden zu gewähren ist, so daß also beim wöchentlichen Dienstwechsel die sogenannte Selbstablösung wegfällt. Soweit dies bei den besonderen Schwierigkeiten, die mit dem Sonntagsdienst an manchen Stellen verbunden sind, angängig ist, hat der wöchentliche Dienstwechsel in der Zeit von Samstag bis zum Montag stattzufinden, damit das Personal möglichst oft in den Genuß der vollen Sonntagsruhe und der damit verbundenen Erleichterung des Kirchenbesuches gelangt. Soweit die in Betracht kommenden Bediensteten zurzeit noch nicht die vorgeschriebene Zahl der Ruhetage oder solche von geringerer als zehntägiger Dauer haben, ist die Aenderung der Dienstverteilung baldmöglichst herbeizuführen. Der Dienst des Lokomotiv- und Zugbegleitungspersonals läßt eine gleichmäßige Verteilung zwischen Tag und Nacht meistens nicht zu; die erlassene Vorschrift über die Gewährung von Ruhetagen kann deshalb bei diesem Personal nicht in ganzem Umfange angewendet werden. Jedemfalls ist dafür zu sorgen, daß dem Personal in möglichst gleichmäßigen Zeiträumen ausgiebige Ruhetage gewährt werden. Die zur Ausführung des Erlasses erforderlichen Aenderungen der Dienstverteilungen sind baldmöglichst, spätestens am 1. Mai d. J., in Kraft zu setzen.

* **Volkshilfsverein.** (Zyklus der Dichter-Abende, Leitung Direktor Dr. Rauch.) Am Montag, 21. Jan., abends 8¼ Uhr, findet in der Aula der höheren Mädchenschule der vierte Dichter-Abend statt, an dem Dichtungen von Storm und Theodor Fontane dargeboten werden. Die Vortragenden dieses Abends sind Fräulein Eske Noorman und Herr Dr. Hermann Rauch. Eintrittskarten zu 20 Pf. sind in beschränkter Anzahl an der Abendkasse zu haben, wo auch noch die reservierten Plätze zu 1 A. ausgegeben werden.

* **Volkshilfsverein.** Im Kaisersaal, Dohlemerstraße 15, veranstaltet der Volkshilfsverein (Abteilung für Volkshilfsunterhaltung) am Sonntag, 20. Januar, seine 3. Volksunterhaltung. Zur Mitwirkung haben sich außer dem Turnverein Wiesbaden einige hervorragende Künstler des Agl. Theaters bereit erklärt. Herr Agl. Hofkapellmeister A. R. Tauter wird zuerst „Musik der armen Leute“ von Seidel und dann das im bayerischen Dialekt gedichtete „Kantler“ von Heilegger registrieren. Als Solisten auf dem Cornet a Piston werden wir wieder die Freude haben, Herrn Agl. Kammermeister F. Werner zu hören, dessen hervorragende Virtuosität wir in früheren Konzerten bewundern konnten. Er wird diesmal Josephs Phantasie für Cornet a Piston von C. Höpfer sowie Hermse (Engel behüten dich) von Gocard und das Lied „An der Weiser“ von Pfeiffer zu Gehör bringen. Um das Programm abwechslungsreich zu gestalten, wird der Turnverein Wiesbaden außer mehreren Chordarstellungen unter Leitung seines Dirigenten Herrn Lehrer Schaub auch einige turnerische Übungen vorführen. Von den Chordarstellungen heben wir hervor: „Das deutsche Lied“ von Kallinoda, sowie Lieder von Heilegger, Schaub etc. Die turnerischen Leistungen bestehen in Hinführungen unter Führung des 1. Turnwarts, Herrn A. Joh., und in turnerischen Gruppierungen. Die Unterhaltung beginnt um 4¼ Uhr, Seidöffnung 3¼ Uhr.

* **Konzert.** Wir machen unsere Leser besonders aufmerksam auf das zweite Klavier-Konzert des Hofkapellmeisters von Kallinoda, das heute Freitag abends 7 Uhr im großen Hofsaal stattfindet. Dieser Abend verdient ein besonderes Interesse, denn Herr von Kallinoda wird ausschließlich Hobas Werke zu Gehör bringen und zwar: Sonate B-moll, Chopin Prompts Ais-dur, Mazurka A-moll, Polka Ais-dur, zwei Etüden C-dur und C-moll, Ralle C-moll, Mazurka C-dur, Scherzo D-moll.

* **Kurhaus-Weslenball.** Bezüglich der Kartenlösung zu dem am Samstag stattfindenden zweiten Kurhaus-Rassenball machen wir darauf aufmerksam, daß wieder ein Schlusstermin zur Entnahme von Karten zum reduzierten Preise für die Inhaber von Abonnements und Fremdenkarten festgesetzt werden mußte, da sonst die meisten Billets erst abends gelöst werden, wodurch bei dem stark besuchten Valle eine Stauung an dem Kassenschalter in dem durch die Garderobe schon ohnehin sehr in Anspruch genommenen Portale zu befürchten sein würde, wie es im übrigen auch für die Vorbereitungen des Restaurants etc. unbedingt nötig ist, einigermaßen über die Zahl der Teilnehmer im voraus unterrichtet zu sein. Die Karten zum ermäßigten Preise von 2 A. müssen bis spätestens Samstag nachmittags 5 Uhr an der Tageskasse des Kurhauses gelöst werden.

* **Königliche Schauspiele.** Die nächste Wiederholung des Weihnachtsspiels „Schneewittchen und die sieben Zwerge“ ist für Sonntag, 20. d. Mts., nachmittags 2¼ Uhr, bei Vollpreisen festgesetzt worden; eine weitere Aufführung findet vorläufig nicht mehr statt. — Am 20. Januar, abends 7 Uhr, geht Halepys große Oper „Die Jüdin“ in Szene (Ab. C.); Herr Kammerfänger Kalisch, der bekanntlich verfassungsmäßig beurlaubt ist, hat sich für diesen Abend bereitwillig zur Verfügung gestellt.

* **Residenztheater.** Der heiteren Karnevalszeit entsprechend kommt am Samstag und Sonntag abend eine liebe, alte, lustige und belustigende Komödie auf die Bühne des Residenztheaters: die unterwältliche „Madame Bombard“. In diesem immer noch frischen Schwanke sind die Hauptrollen besetzt mit den Damen Rosel von Born (Titelrolle), Arndt, Planden und den Herren Dager, Bartat, Salska und Zacher, dem auch die Spielleitung obliegt. Auf Wunsch vieler auswärtiger Theaterbesucher wird Sonntag nachmittags der urkomische Schwanke „Olympische Spiele“ von Curt Kraus und Max Keel zu halben Preisen gegeben. „Der Tanzbursche“, der neue Schwanke von Jacoby und Wohlmann beherzigt auch wieder den Spielplan und kommt am kommenden Montag zur Aufführung. Für die nächste Woche bereitet sich ein großes literarisches Ereignis vor: Generalintendant Professor Ernst von Hoffart wird am Donnerstag, den 24. d. M., Parsifal, ein Bühnenweibestück von Richard Wagner registrieren. Für diesen nur einmaligen Vortragsabend sind die Preise der Plätze wie folgt erhöht: Balkon 1,75 A., 2. Sperrst. 3 A., 1. Sperrst. 5 A., Rangloge 6,50 A., Fremdenloge 7,50 A.; der Vorverkauf beginnt am Montag, den 21. d. M.

* **Deutscher Abend.** Ueber die Sprachenkämpfe, die sich zwischen Deutschen und Tschechen seit Jahren abspielen, wird am nächsten Samstag, 19. Januar, ein Herr sprechen, der wenigstens dazu befugt und befähigt ist. Er steht als Führer der Deutschen seit langem mitten in diesem Kampfe drin; er gilt für einen guten Redner und hat wiederholt unter starkem Beifall in süddeutschen Städten gesprochen. In seinem Beruf als Arzt hat er Gelegenheit gehabt, sich mit den wirtschaftlichen Not- und Leiden der deutschen Stammesgenossen an eigener Anschauung bekannt zu machen. Dr. Perlo aus Rürsch (in Deutschböhmen) hat auch zu Pfingsten vorigen Jahres bei Hunderten von Zuhörern in Breslau rege Teilnahme für diese Kämpfe im deutschen Lande erweckt.

* **Konstantin Meunier, ein Bildhauer der Arbeit.** Im wissenschaftlichen Cyklus des Volkshilfsvereins sprach Mittwoch abend Herr Kunsthistoriker Waldfischmidt über Meunier. Meunier brachte als Einleitung in sein Thema eine vortreffliche Schilderung des „schwarzen“ Landes, jener belgischen Distrikte, wo die Essen rauchen und die Schimmer drohen, wo die Arbeit wohnt. Dann entwickelte der Vortragende auf diesem Hintergrunde die Gestalt Meuniers, Meunier in seinem Verhältnis zu Jola, Meunier in seinem Verhältnis zu seinem Freund de Groux, dem Realisten, Meunier der Maler zunächst. Und wie sich der Meister dann aus der Malerei, die er nur als Schule benutzte, herausarbeitete. Wir sehen ihn das Malerische zu Gunsten des Plastischen überwinden, sehen ihn die Bildhauerei als sein eigentliches Gebiet erkennen. Und hier ein Motiv und nichts anderes sonst: die Arbeit. Nicht die Arbeit, die den Menschen knechtet und brüht, sondern die ihn abtut. Schon Dela croix schlug einmal einen verworfenen Ton an in seiner „Erstürmung der Bastille“, wo die Majestät des Volkes, die siegende Kraft des Proletariats zur Verherrlichung kommt. Später verfiel dann die Kunst in einen mitleidvollen Ton, der mehr rührt als erhebt. Sie schilderte das Elend der arbeitenden Klasse. Erst Millet wies von der Würde der Arbeit zu sagen; aber seine eigenen spielen sich in der Einfaßtheit weltlicher Aeder ab. Meunier bringt das Motiv vom Felde auf die größten Sammelstätten der Arbeit, die Fabriken, den Hafen, das Bergwerk. Und es ist keine Glorifikation, die er bietet. Ein männlicher, optimistischer Zug durchweht sein Werk. Er sieht im Arbeiter den Sieger; aber in dem siegenden Arbeiter zugleich den Menschen überhaupt. So steigert sich sein künstlerisches Verlangen zu der Tendenz: Wir alle sind Arbeiter. Vor der Arbeit sind wir alle gleich. In diesem Sinne ist sein „Monument der Arbeit“ aufzuassen, dieses Riesengestalt, das leider nicht, wie der Künstler es wollte, zur Aufstellung auf einem öffentlichen Platze gelangt. Und dennoch, warum verlagert man ihm dies? Unsere Städte wimmeln von Denkmälern berühmter Männer, warum soll nicht auch der Mann der Arbeit, der Mann des stummen Heldentums, der Mann des zähen Kampfes, wie ihn der Alltag mit sich bringt, sein Denkmal haben? Hellig ist die raube, harte Hand, die von Arbeit redet und zum Sünder wird vor ihr der Schmarotzer, der Nichtstuner. — Die mit schönem Schwung und innerer Wärme vorgetragenen Ausführungen erregten lebhaften, langanhaltenden Beifall. Nächsten Mittwoch wird der beliebte Redner im volkstümlichen Cyklus über die Kunst von Florenz sprechen.

* **Der heutige intime Heine-Abend** des Schriftstellers und Heineforschers Max Kaufmann in der Loge Plato, Friedrichstraße, weist ein ganz eigenartig und interessant zusammengefaßtes Programm auf. „Geschichte der Passionen“ und die dazu gehörigen Rezitationen Heinescher Poetik werden stets auf engste vom Vortragenden verknüpft. Das Programm ist folgendes: Einleitende Worte, Seine im Artelle der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich. Rezitationsvortrag: Heinrich Heines Liebesgefallen: a) Die Angen- und Doppelte Mollu und Theresie Heine, b) des Dichters letzte Passion „die Mönche“. Ferner werden die Wallfahrt nach Reval, Bräutigam Sabbath und Donna Clara registriert. Im Vorverkauf der Hofmusikalienhandlung Wolff Wilhelmstraße, sind noch einige Karten erhältlich.

Sprechsaal.

Für diese Rubrik übernimmt die Redaktion dem Publikum gegen über keine Verantwortung.

Zur Reichstagswahl.

Nachdem die Einigungsverhandlungen des Herrn v. Ed hier gescheitert sind, müssen wir heute lesen, daß es in der Provinz Westfalen noch in letzter Stunde gelungen ist, zu einer Verständigung zwischen den Nationalliberalen und der freisinnigen Volkspartei zu kommen. Warum konnte das, wenn es wirklich jetzt zu spät war, nicht auch bei uns wenigstens damals noch geschehen, als Herr Dr. Wibel als Mittelsmann der nationalen Parteien seine Vermittlung anbot? Daß die Freisinnigen zu einer Verständigung die Hand so weit entgegen gestreckt haben, als sie konnten, wird ihnen niemand bestreiten können. Sie können daher mit gutem Gewissen dem weiteren Verlauf der Dinge zusehen. Aber auch die Nationalliberalen? Angenommen ihr Kandidat kommt mit den Sozialdemokraten in die Stichwahl, ist damit gesagt, daß er nachher auch wirklich gewählt wird? Allenfalls hört man, daß das Zentrum jetzt unter keinen Umständen mehr für die Nationalliberalen zu haben ist, weil es — oh mit oder ohne Grund, mag dahingestellt sein — befürchtet, es beginne jetzt für sie eine Kulturkampfsära. Umgekehrt aber wird das Zentrum im Kampf gegen die Sozialdemokratie nicht nur die Parole ausgeben, in der Stichwahl für einen Freisinnigen zu stimmen, sondern die Gesellschaft wird auch dafür sorgen, daß diese Parole befolgt wird. Denn noch haben es die Katholiken den Freisinnigen nicht vergessen, daß sie i. J. den unglücklichen Kulturkampf nicht mitgemacht haben, obwohl sie über diese Haltung heftig angefeindet wurden. Zu spät erst hat die Regierung eingesehen, daß sie in dieser Sache die treuen Warner waren. Als Gegner von Ausnahmegerichten, die selbst die Jesuiten nur mit geistigen Waffen bekämpft wissen wollen, so gut wie die Sozialisten, stehen sie wieder dem Zentrumskatholiken näher als den Nationalliberalen. Es ist also nicht zu bezweifeln, daß ein Freisinniger bei einer Stichwahl mit den Sozialdemokraten mehr Aussicht hat, den endgültigen Sieg, auf den es doch den bürgerlichen Parteien allein ankommen muß, davonzutragen als ein Nationalliberaler. Wer von den beiden Kandidaten z. B. mehr Aussicht auf Erfolg hat, darüber läßt sich streiten. Aber darüber läßt sich nicht streiten: Kommt ein Freisinniger in die Stichwahl mit den Sozialdemokraten, so liegt der Freisinnige; kommt ein Nationalliberaler mit ihm in die Stichwahl, so ist sein Sieg höchst zweifelhaft.

Ein denkender Wähler.

Wertzuwachsteuer.

Zu der Wertzuwachsteuer ist schon so viel geschrieben worden, daß es eigentlich überflüssig wäre, noch ein Wort darüber zu sagen. Leider ist von keiner Seite widerlegt worden, was immer wieder von dem Herrn Stadtkämmerer so sehr hervorgehoben wird, nämlich, daß in erster Linie alles für die Bauenden geschehe. Es ist dies dem Herrn Stadtkämmerer seine persönliche Meinung. Ich kann sehr einfach an einem Beispiel dies widerlegen. Als Berufsmann baue ich ein Haus. Zuerst der Stadtgemeinde sind: 1. Kostenlose Ueberlassung des in die Straße fallenden Geländes, 15 Ruten gleich 18000 A., 2. Kanalbeitrag 1500 A., 3. Straßenausbau 6800 A. Diese 26300 A. sind Fond-verbu. Habe ich nunmehr das Haus fertig, so habe ich meinem Gewerbe entsprechend eine Ware, die gleich zu erachten ist mit derjenigen des Fabrikanten oder des Kaufmannes, geschaffen und suche solche zu veräußern. Meinem „Beruf“ soll nun außer Gewerbe, Einkommen, Grund-, Umsatzsteuer auch noch eine Wertzuwachsteuer aufgebürdet werden. Ist dies vielleicht der Wahrheit entsprechend, daß alles in erster Linie von der Stadt geschehe für die Bauenden. — Meines Erachtens ist es ein himmelschreiendes Unrecht. Ich möchte die Herren Stadtverordneten ersuchen, an der Hand des gegebenen Beispiels sich ein Urteil zu bilden und diese Steuerentlastung abzulehnen, da sie geeignet ist, den Berufsstand der Bauenden auf das schwerste zu schädigen.

Briefkasten.

M. D. Die Ansicht des Dachdeckermeisters ist nach anderem Dafürhalten die richtige, da der Mörtel Risse durchläßt und so die Biegel vermodern bzw. abbröckeln. Für die kurze Zeit dürfte aber nach unserer Ansicht ein solches Vorkommnis nicht stattfinden und ist der Fehler jedenfalls auf Verwendung von minderwertigem Material zurückzuführen. Lassen Sie daher sowohl die Biegel als auch Mörtel auf ihren Wert prüfen und machen Sie, falls Minderwert festgestellt werden kann, den verantwortlichen Leiter evtl. Lieferanten für den Schaden haftbar. Soviel diesbezüglich bekannt, ist es üblich, daß nur die Schluffsteine und Endanten mit Mörtel beworfen werden.

Wer keinen guten Magen hat, das heißt,

dem Essen Aufstoßen, Sodbrennen, galligen Geschmack, Blasenbräuen, Blähungen, Aufstichmagen usw. bekommt, und wer keinen Appetit hat, gebrauche **Nural** als diätetisches Getränk bei den täglichen Mahlzeiten. Ferner ist **Nural** eine einwelsche und blutbildende Kraftnahrung für Blutarmer, Blutsüchtiger, Nervöse, Genußende, Schwächliche, auch Kinder. **Nural** ist ein leicht verdaulicher Nährstoff, der beste Ersatz für den menschlichen Magen, enthält natürliche Verdauungsfermente in Verbindung mit kohlensäurehaltigen Kohlenhydraten, ist frei von Alkohol u. schädlichen Alkalien als Natron usw. bewirkt, wirkt als Verdauungsmittel, Magenstärker, pulvert u. dergl. **Nural** bildet die Speisen im Magen verdauen, hebt die Kräfte, bewirkt regen Appetit, beseitigt schlechte Verdauung, ist höchst wohlschmeckend, unschädlich und wird seit 11 Jahren von Tausenden von Ärzten mit großem Erfolg als diätet. Nähr- u. Verdauungsmittel empfohlen. Preisliste. Preisliste gratis. 1. Probe, 1,75 Mk., 1/2 Flasche ca. 1/2 kg Inhalt 3 Mk. franko. Erhältlich in d. Apotheken, wo nicht, schreibe man an

Klewe & Co., G. m. b. H., Nuralfabrik, Dresden E. 93.

Nebe als 900 stützende ärztliche Urteile.

Herr Dr. med. Fülle, dirin. Arzt des Kaiserlichen Sanatoriums Sopot, d. 5. Nov. 04: „Mit dem **Nural** bin ich sehr zufrieden und habe hier schon Hunderte von Fällen beobachtet“, u. 14. März 05: „Es ist ein wirklich ein vorzügliches Präparat“, 3183



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 16.

Samstag, den 19. Januar 1907.

22. Jahrgang.

Herzlos.

Von S. Ch. von Sell.

(Nachdruck verboten.)

Sie hatten es ihr so oft gesagt, daß sie kein Herz habe, bis sie anfang, es selber zu glauben. Das also war's: jene entsetzliche Leere und Leere in der Brust und das bohrende Schmerzgefühl im Kopfe, wenn sie die Dinge wieder und wieder durchdenken mußte bis auf ihre letzten Konsequenzen, — Dinge, über die andere Menschen mit normalem Herzen lächeln konnten, oder sich die Augen müde weinen. Und jener scharfe Blick für die Schwächen anderer, den man stets an ihr getadelt und den sie selbst so oft verwünscht! Und die unbequeme Offenheit, mit der sie alles herauszulegen mußte! Solche Unliebenswürdigkeit war der beste Beweis von Herzlosigkeit.

Anders wie die anderen war sie schon als kleines Mädchen gewesen. Sie entsann sich sehr wohl eines trüben, feuchtwarmen Frühlingsabends, da sie am Fenster gestanden war, als vier schwarzgekleidete Männer einen dunklen Kasten aus dem Hause trugen und auf einen Wagen luden.

„Was machen die da?“ hatte sie die alte Wärterin gefragt, die hinter ihr stand.

Die setzte sich und nahm das Kind auf den Schoß. „Sieh, der liebe Gott hat dir noch ein Schwesterchen geschickt, Kittychen.“ Kitty nickte.

„Run hat er sie sich wiedergeholt in seinen schönen Himmel.“

„Tragen die Männer sie ihm in der Kiste hin?“

„Sie tragen sie in ein Bettchen unter Blumen auf den Kirchhof und von da holt sie der liebe Gott zu sich, wenn sie genug geschlafen hat.“

„Gerade wie den kleinen Bruder voriges Jahr,“ sagte Kitty nachdenklich.

„Freilich, freilich.“ Die Alte zerdrückte eine Träne.

„Du!“ Und Kitty blickte ihr mit ihren großen, schwarzen Augen gerade ins Gesicht, als wollte sie ihr auf den Grund ihrer Seele schauen. „Warum schickt der liebe Gott uns die Kinder überhaupt, wenn es ihm hernach doch gleich wieder leid wird?“

„Ich habe doch — weiß Gott! — schon viele Kinder gekannt,“ hörte Kitty die Wärterin später zur Köchin sagen, „aber eins, das solche Fragen stellt, ist mir noch nicht vorgekommen.“

„Wie traurig, daß dein Schwesterchen gestorben,“ sagte eine bekannte Dame an einem der nächsten Tage zu Kitty.

Diese zuckte die Achseln. „Ich mochte sie nicht,“ erwiderte sie mit großer Entschiedenheit.

„O pui, du kleine, herzlose Person!“

Dies Eigenschaftswort machte Kitty zunächst wenig Sorge. Sie fühlte sich ganz gerechtfertigt in ihrer Abneigung gegen die kleinen Geschwister. Die schrien so viel und spielen konnte man doch gar nicht mit ihnen. Und seit damals das Brüderchen erschienen und wieder fortgebracht worden war, war die Mutter so schwach und krank geblieben und hatte so viel geweint. Seitdem konnte sie gar nicht mehr so heiter mit Kitty spielen wie früher. Sie mußte ihr Kind der Sorge der Dienstmoten überlassen, und das behagte diesen gar nicht. Nach-

dem nun auch das Schwesterchen gestorben war, wurde die Mutter schwer krank. Kitty durfte viele Tage gar nicht zu ihr; der Doktor kam und ging und machte ein immer ernsteres Gesicht. Endlich hieß es zwar, Frau von Thingen sei besser, aber es dauerte noch sehr lange, bis sie nur einmal durchs Zimmer und dann endlich ins Freie gehen durfte. Kitty lernte, was ihr früher unmöglich erschienen war, stundenlang stille sitzen, um nur bei der Mutter sein und in das liebe, blasse Gesicht schauen zu dürfen.

Da war sie denn auch einmal schweigend mit ihrer Puppe in einer Ecke gesessen, als Herr von Thingen zu ungewohnter Stunde bei seiner Frau eintrat.

Kitty gab zuerst nicht Acht auf das Gespräch der Eltern. Einige laute, heftige Worte ihres Vaters erregten ihre Aufmerksamkeit. Er machte der Mutter, wie es schien, Vorwürfe über ein Versäumnis.

„Ja, ich hab's vergessen,“ erwiderte die bleiche, junge Frau. „Vergeiß, Oswald! Ich war so matt und müde nach dem weiten Spaziergang, den wir miteinander gemacht, ich muß mich erst ein wenig ausruhen und dann —“

„Ich kenne das,“ brauste er auf. „Meine Aufträge werden immer vergessen. Es ist — entsetzlich, eine eingebildete Kranke zur Frau zu haben, die über ihre Nerven Watten und Haus vernachlässigt.“

„Das ist aber nicht wahr!“ schrie Kitty, am ganzen Körper bebend, dazwischen. „Der Doktor hat gestern noch gesagt, Mutter dürfe nicht so viel im Hause tun und Stunden lang spazieren gehen.“

„Bist du gefragt?“ wandte sich Oswald heftig zu dem Kinde, dessen Gegenwart er, wie gewöhnlich, gar nicht beachtet hatte, bevor sie sprach.

Furchtlos erwiderte sie seinen Blick.

„Nein, aber —“

„Nein. Aber! Scheer dich hinaus, du unverschämtes Wurm!“

Kitty rührte sich nicht.

„Bist du gehorchen, wenn ich dir etwas befehle?“

Das Kind stürzte auf die Mutter zu und umklammerte sie mit beiden Armen. Thingen riß es von ihr und hob schon die Hand auf, es zu schlagen, da sprang die junge Frau schützend vor. Schwer fiel seine Faust herab und traf ihr blondes Haupt. Helene taumelte. Doch sie raffte sich sofort auf, hob Kitty zur Türe hinaus und schloß diese hinter ihr.

Das Leben im Hause ging seinen Gang weiter. Noch ein Jahr lang tyrannisierte Thingen sein krankes Weib und mußte ihr täglich Anstrengungen zu, die weit über ihre Kräfte gingen — bis diese erschöpft waren. Kitty beobachtete es mit dem stillen Ingrimm der Ohnmächtigen. Sie wußte, sie konnte nicht helfen. Noch einmal sah sie ein kleines Kind in der Wiege mit den grünen Gardinen liegen, ein Brüderchen. Und diesmal wurde es dem lieben Gott nicht wieder leid, daß er es geschickt hatte. Es blieb am Leben. Aber die Mutter

stand nicht mehr von ihrem Lager auf. Kitty durfte sie nur auf Augenblicke sehen.

Einmal fragte sie: „Geht es dir nicht bald besser, Mütterchen?“

„Wald,“ flüsterte die Kranke mit einem seltsamen Lächeln. Und dann zog sie ihr Kind ganz nahe zu sich heran.

„Kitty, mein Herzchen, hast du deine Mutter lieb?“

„Ja.“

„Und dein Brüderchen?“

„Nein,“ antwortete Kitty ehrlich.

„Wenn ich dich aber bitte, es lieb zu haben, sehr lieb, so wirst du es tun.“

„Ich wills versuchen, Mutter.“

„Und du mußt für es sorgen. Sieh, es ist so klein, so viel kleiner und hilfloser als du! Du kannst ihm ein kleines Mütterchen sein. Willst du das, Kitty, wenn — wenn ich nicht mehr da bin?“

„Mutter!“ schrie das Kind in ahnungsvollem Schrecken auf. „Wohin willst du? Geh' nicht fort!“

„Ich ginge nicht, wenn ich müßte. Es wird mir sehr schwer um Deinet- und des Kleinen willen, mein süßes Kind. Aber Gott will es so.“

„Gott —?“ Ein Schauer ging durchs Kittys kleine Gestalt.

„Er ruft mich. Dorthin, wo dein Bruder und deine Schwester gingen, die du kaum gekannt hast.“

„So nimm mich mit!“

„Mein Liebling, das kann ich nicht! Du mußt hier bleiben und fürs Brüderchen sorgen. Wenn du gut und fromm bist, darfst du mir später nachkommen.“

Kitty warf sich schluchzend an die Brust der Mutter und umschlang sie mit solchem Ungestüm, als wolle sie sie nie von sich lassen. Mit Gewalt mußte die erschreckt herbeieilende Wärterin sie entfernen.

In der Nacht starb Frau von Thingen.

Das erste Kapitel von Kittys jungem Leben war zu Ende. Ihre Kindheit war vorüber. Wohl war sie noch ein sehr kleines Persönchen in kurzen Kleidern; wohl trabte sie noch lange Jahre mit der Mappe am Arm zur Schule; wohl sah die ganze Welt in ihr nichts als ein Kind, das sich — wie alle — fürs Leben vorbereitete. In Wahrheit lebte sie bereits wie ein Erwachsener für eine Aufgabe. Und diese Aufgabe hieß — Felix.

Mit eiferfüchtigen Augen wachte sie über ihren Bruder. Stundenlang spielte sie mit ihm und ließ sich die roten Locken geduldig von seinen kleinen Händchen zerzausen. Bei ihr lernte er die ersten Worte stammeln. Thingen kümmerte sich wenig um seine Kinder. Kitty war es mehr als zufrieden. Sie haßte ihren Vater. Sie brauchte niemanden: sie hatte ja Felix.

Nach Jahresfrist eröffnete ihr der Vater feierlichst, daß er ihr eine neue Mutter geben würde.

„Ich brauche keine,“ sagte Kitty kühl.

„Das zu beurteilen steht mir zu. Sehr nötig brauchst du und dein Bruder eine Mutter, mein Haus eine Leiterin. Ich erwarte von dir, daß du dich liebevoll und dankbar gegen die Dame zeigst, die mir und euch die Lücke ausfüllen will.“

Damit war die Sache erledigt. Herr von Thingen erwartete keine Antwort und hätte auch schwerlich eine erhalten, die ihn befriedigte.

Die neue Herrin zog auf dem Gute ein. Sie war nicht gar so jung mehr, eine große, kräftige Erscheinung mit etwas groben, aber hübschen Zügen. Sie war nicht unfreundlich gegen die Stiefkinder. Für ihr leibliches Wohl sorgte sie vorzüglich, wie sie denn überhaupt eine sehr tätige, leistungsfähige Hausfrau war, die ihren Stolz in musterhafter Ordnung, eleganter Einrichtung und einer ausgezeichneten Küche suchte. Ihre Erziehung der ihr anvertrauten Kinder beschränkte sich darauf, daß sie Kitty — denn Felix war ja noch zu klein — anhielt, ihre Schularbeiten pünktlich zu machen und sich guter, äußerer Manieren zu befleißigen. „Das schickt sich nicht, das ist nicht fein, so gehört sich das“ — waren die täglich ausgegebenen pädagogischen Regeln. Es bestand durchaus kein gärtliches, aber zuerst auch kein gespanntes Verhältnis zwischen Frau von Thingen und Kitty. Sie gingen so nebeneinander her.

Wer beschreibt aber Kittys Entsetzen, als sie ihre Stiefmutter eines Tages zu einem Feste mit einem blauen Seidenkleide und kostbaren, alten Spitzen geschmückt erscheinen sah, das ihre süße Mutter getragen hatte? Bisher war das kleine Mädchen niemals unehrerbietig gegen die zweite Frau ihres Vaters gewesen. Der Anblick des Gewandes, in dem die Verstorbene ihr immer so entzückend schön erschienen war, irritierte sie über alle Maßen. Sie war zu jung, um sich klar zu machen, daß die Sachen ihrer verstorbenen Mutter von Rechts wegen ihr gehörten, aber der Gedanke, eine andere — die an-

dere vielleicht vor allen — sie tragen und benützen zu sehen, war ihr unerträglich. Als Frau von Thingen sie lachend fragte, wie sie ihr gefalle, da brach Kitty los: „Ich will dich so nicht sehen, ich — ich hasse dich!“

Eine tüchtige Ohrfeige war die Antwort der empörten Frau Alwine.

Kitty, die in ihrem Leben nie einen Schlag erhalten hatte, wurde hierdurch bis zum Neuzersten gereizt. Wild griff sie mit beiden Händen in die Spitzengarnituren von Frau Alwines Kleid und riß sie ab, daß die Fäden umherflogen.

Frau von Thingen rief ihren Gatten zu Hilfe. Sie war völlig überrascht von diesem Ausbruch der Heftigkeit bei dem sonst so ruhigen Mädchen und ahnungslos, was ihn veranlaßt hatte, sah sie ihn für offene Rebellion an.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Rätsel.

Novellette von Björnsterne Björnson.

Deutsch von Wilh. Thal.

(Nachdruck verboten.)

„Warum wollen wir uns hier setzen?“

„Weil der Ort hoch gelegen ist und von der Sonne beschienen wird.“

„Aber dort unten ist es so tief, mich schwindelt, und die Sonne scheint zu scharf auf dem Wasser.“

„Nein, gehen wir nicht weiter!“

„Sieh' hinter dir dieses grüne Fleckchen, dort ist es so schön.“

„Nein, nein, bleiben wir hier.“

Er warf sich zur Erde, als könnte oder wollte er nicht mehr weiter. Sie blieb stehen, die Augen starr auf ihn gerichtet. Nun sprach er:

„Nun, jetzt mußt du mir sagen, warum du solche Angst gehabt, als der fremde Kapitän im Nebel vorüberfuhr.“

„Das dachte ich mir,“ murmelte sie und wollte entfliehen.

„Du mußt es mir sagen, bevor du gehst, sonst folge ich dir nicht.“

„Boto!f!“ schrie sie und drehte sich um, blieb aber unbeweglich stehen.

Er fuhr fort:

„Ich habe versprochen, dich nicht mehr danach zu fragen; das ist wahr. Ich werde mein Versprechen auch halten, wenn du einwilligst, doch es muß gleich sein.“

Plötzlich brach sie in Tränen aus und schritt auf ihn zu. Ihre feine, zarte Gestalt, ihre kleinen Hände, ihre weichen, glänzenden Haare, die aus dem Kopfstück gefallen waren, ihre Augen und ihr Mund, alles an ihr strahlte; die Sonnenstrahlen hüllten sie förmlich ein; mit einem Sah richtete er sich auf und rief:

„Ja, du weißt, wenn du mich so ansiehst, bin ich bereit, nachzugeben, doch ich bin überzeugt, nachher wird es nur schlimmer sein. Begreifst du denn nicht? Ich mag dir noch so oft versprechen, ich würde dem, was du früher getan, nicht nachforschen, ich werde doch keinen Frieden finden, ehe ich nicht alles weiß.“

Sein Gesicht verriet einen Schmerz, der nicht erst von dem vorigen Tage stammte.

„Boto!f, was hattest du mir versprochen? Du läßt mir also keine Ruhe und hattest mir doch geschworen, nicht nach dem zu fragen, was ich dir doch nie, nie sagen kann. Du hast es mir feierlich versprochen; du hast mir versichert, das alles wäre dir ganz gleichgültig. Du wolltest nur mich haben . . . Boto!f!“

Und sie kniete vor ihm im Heidekraut nieder, sie weinte, als zitterte sie für ihr Leben; sie sah ihn an, und ihre Tränen sprachen noch mehr; sie war die schönste und unglücklichste Frau, die er je gesehen.

„Gott verzeihe mir!“ sagte er und erhob sich, setzte sich aber sofort wieder hin. „Wenn du mich lieb hast und Vertrauen zu mir hast, so können wir noch beide glücklich werden.“

„Wenn du ein wenig Vertrauen zu mir haben könntest!“ sagte sie und schleppte sich auf den Knien näher zu ihm heran:

Dann fuhr sie fort:

„Ob ich dich liebe? Die Nacht, in der unser Schiff mit dem deinen zusammenstieß und ich auf Deck hinaufging, standest du auf der Brücke und beschligtest . . .

ich hatte nie jemand gesehen, der dir gleich. Sofort habe ich dich geliebt, und du trugst mich in das Boot, während das Schiff unterging. . . Da fühlte ich von neuem die Freude am Leben, die ich nie mehr zu empfinden geglaubt."

Sie schwieg und weinte.

Endlich faltete sie die Hände im Schoß und rief:

"Botolf, sei groß, sei groß wie an dem Tag, da du mich zu dir genommen, ohne daß ich etwas besaß. Botolf!"

In fast hartem Tone erwiderte er:

"Warum fährst du mich in Versuchung, du weißt, ich kann nicht."

Sie wich zurück und sagte verzweifelt, in Schluchzen ausbrechend:

"Ach, ein verlorenes Leben ist kein Leben mehr."

"Gib mir dein ganzes Leben und nicht nur ein Stückchen, und ich will ein neues Leben für mich daraus machen."

Er sprach laut, als wolle er ihr Mut einsößen; sie antwortete nicht, doch er sah, daß sie kämpfte.

"Sei Herrin deines eigenen Willens! Schlimmer als jetzt wird es nie sein!"

"Du wirst mich zum Aeußersten treiben."

Er täuschte sich über den Sinn dieser Worte und fuhr fort:

"Wenn das meine größte Schuld ist, so werde ich sie zu tragen versuchen, aber dieser Zweifel geht über meine Kraft."

"Aber auch über meine!" rief sie und richtete sich auf.

"Ich werde dir helfen," versetzte er und erhob sich ebenfalls. "Ich werde dir helfen, wenn ich weiß, was es ist. Doch ich bin zu stolz, um etwas zu hüten, was ich nicht kenne und das vielleicht einen anderen betrifft."

Ihr Gesicht wurde feuerrot.

"Schäme dich! Von uns beiden bin ich die Stolzere, denn ich biete dir nichts, was von einem anderen kommt, jetzt mußt du schweigen."

"Nein, wenn du stolz bist, dann zerstreue zuerst meinen Argwohn."

"O Jesus, ich kann diese Qual nicht länger erdulden."

"Nein, ich habe geschworen, es soll noch heute ein Ende nehmen."

"Ist es nicht grausam," rief sie, "ein Weib zu quälen und zu betrüben, die sich dir anvertraut hat und die dich so zärtlich gebeten hat, wie ich es getan?"

Sie wollte wieder weinen, doch plötzlich besann sie sich eines andern und rief:

"Ich verstehe dich, du willst mich demütigen, bis ich vor Verzweiflung aufschreie, weil du glaubst, dann etwas erfahren zu können."

Sie sah ihn mit einem Ausdruck des Bornes an und entfernte sich, dann hörte sie, wie er langsam die Worte sprach:

"Willst du, oder willst du nicht?"

Sie erhob die Hand.

"Nein, nicht einmal, wenn du mir alles gäbest, was wir von hier aus erblicken." Sie entfernte sich, ihr Busen hob sich, ihre Augen fuhren unstät umher, richteten sich aber meistens auf ihn; bald mit Härte, bald mit Sanftmut, hauptsächlich aber mit Härte. Sie lehnte sich schluchzend an einen Baum, hörte dann zu weinen auf und begann weiter zu wandern.

"Ich wußte wohl, du liedest mich nicht!" rief er ihr nach.

Da wurde sie von neuem demütig und reuevoll. Zweimal versuchte sie zu antworten, warf sich aber nach vergeblicher Anstrengung auf das Heidekraut und verbarg das Gesicht. Da näherte er sich ihr und blieb vor ihr stehen. Sie fühlte, daß er da war, sie erwartete, daß er sprechen sollte, und senkte den Kopf tiefer in die Hände; doch da er schwieg, bekam sie Angst und wurde sozusagen genötigt, ihn anzusehen. Gleichzeitig atmete sie auf. Sein langes, sonnenverbranntes Gesicht, seine tief eingesunkenen, wimperlosen Augen, sein breiter, zusammengepreßter Mund, seine Riesengestalt wirkten so übernatürlich auf sie, daß sie plötzlich glaubte, wie in der Nacht des Schiffsbruchs ihn auf dem Deck stehen zu sehen.

Er war groß wie damals und von grenzenloser Kraft und er stand jetzt neben ihr:

"Du hast gelogen, Alsa!"

Sie wich zurück, doch er folgte ihr.

"Du hast mich zum Tögen gebracht. Auch nicht ein Tag der Wahrheit ist verfloßen, seit wir uns begegnet sind."

Er stand so nahe bei ihr, daß sie seinen warmen Atem fühlte; er sah ihr in die Augen, so daß sich alles für sie verdunkelte; sie wußte nicht, was sie sagen sollte, und schlug die Augen zu Boden. Sie war nahe daran, zu fallen oder zu entfliehen, denn die Stunde der Entscheidung war gekommen. In dem tiefen Schweigen, das sie umgab, bekam auch er Angst.

"Gib mir diesen Beweis! Daß alle Umschweife beiseite, tue es jetzt!"

"Ja," versetzte sie, ohne zu wissen, was sie sagte.

"Jetzt sage ich's dir."

Er stieß einen Schrei aus, denn sie war entflohen; er sah ihre glänzenden Haare, ihre ausgestreckten Arme; ihr Kopftuch, das durch die Luft flatterte, glitt hernieder und schleppte hinter ihr drein. Er hörte keinen Schrei, kein Aufschreien, denn der Abgrund war tief; er hörte nichts, außerdem war er niedergefallen.

Vom Meere her war sie während der Nacht zu ihm gekommen, ins Meer hatte sie sich verloren, und mit ihr die Geschichte ihres Lebens. In dem düsteren Abgrund war alles verschwunden, was seine Seele besaß. . . Sollte er ihr nicht folgen? Er war mit dem unerschütterlichen Willen hierhergekommen, seiner Qual ein Ende zu machen; doch diese Qual war nicht zu Ende, sie sollte es nie sein; jetzt sollte sie eigentlich erst beginnen. Ihre letzte Handlung schrie ihm zu, daß er sich getäuscht und daß er sie getötet hatte! Doch die Angst ward stärker; und er mußte leben, um zu entdecken, was eigentlich vorgegangen war. Sie, die einzige, oder doch fast die einzige, die die Schreckensnacht überlebt, war nur erhalten worden, um von ihrem Retter getötet zu werden. Er, der Schiffsahrt und Handel getrieben, als bestände die Welt nur aus Meer und Handelskontoren, war plötzlich das Opfer einer Liebe geworden, die sie beide getötet hatte. War er schlecht? Man hatte es ihm nie gesagt, und er hatte es auch nie geglaubt. Aber was war er dann? Er erhob sich, doch nicht, um sich hinunterzustürzen, sondern um wieder hinaufzusteigen; er wollte nicht in dem Augenblick sterben, wo er ein Geheimnis zu lüften hatte.

Doch das Rätsel sollte nie gelöst werden. Sie hatte in Amerika gelebt, wo sie aufgewachsen war; sie kam von dort, als das Schiff untergegangen war. Womit sollte er anfangen? Welcher Ort Norwegens war ihre Heimat? Er wußte es nicht, er war nicht einmal sicher, daß sie denselben Namen führte, den ihre Familie in Norwegen geführt hatte. Der fremde Kapitän? Ja, wo war der? Und kannte er sie, oder kannte sie ihn nur? Ebenjogut hätte er das Meer fragen können; auf diese Weise Nachforschungen veranstalten, hieß, sich in den Fluten verlieren.

Er hatte sich getäuscht. Wäre sie schuldig und reuevoll gewesen, so hätte sie ihr Herz erleichtert und sich ihrem Gatten anvertraut; wäre sie schuldig gewesen, doch ohne Reue, sie hätte Ausflüchte gesucht. Doch sie hatte weder etwas gestanden, noch Ausflüchte gesucht, sie hatte sich in den Tod gestürzt, als er sie dazu zwingen wollte. Das war nicht der Mut einer Schuldigen. Ja, warum? Sie tötete sich lieber, ehe sie gestand? Dieser Mut war noch größer. Nicht an Kraft fehlte es ihr, ihm alles zu enthüllen, denn sie hatte ja gestanden, es wäre etwas, was sie nicht sagen könnte. Die Schuld selbst mußte sie wohl daran gehindert haben; doch an der Last eines Verbrechens schienen sie nicht zu tragen; oft war sie heiter, sogar ausgelassen; sie war aufbrausend, doch sie war auch gut.

Es war die Schuld eines andern; alles hätte sich noch gut machen lassen. Wenn aber weder sie noch ein anderer die Schuld trug, was war es dann? Sie hatte zwar selbst gesagt, es läge etwas vor. Und der fremde Kapitän, der ihr so große Furcht eingeflößt? Ja, was war es? Beim ewigen Leben, was war es? Wäre sie dagewesen, er hätte sie wieder gequält. . . Er begriff sie, und sein Unglück war groß. Er grübelte weiter. Vielleicht war sie nicht so schuldig, wie er glaubte, oder vielleicht nicht so schuldig, wie sie erschien. Wie oft verbirgt sich die Unschuld hinter unserer Schuld, die Reinheit unter der Sünde. Er hatte

eine Antwort von ihr haben wollen, indem er tausend misstrauische Fragen an sie richtete; darum hatte sie sich lieber dem Tode anvertraut als ihm. Warum hatte er sie nie, nie in Ruhe gelassen? Durch ihn war sie der Vergangenheit entronnen, in ihm hatte sie einen Schutz vor dieser Vergangenheit gesucht, und er drängte sie immer wieder hinein! Sie war ihm mit Leib und Seele ergeben; sie war schön und glückte für ihn . . . was kummerte ihn ihr vergangenes Leben? Jedemal, wenn seine Zuneigung sich ihr zuwandte, wuchs seine Anruhe. Je mehr sie die Seine wurde, nicht allein aus Bewunderung und Dankbarkeit, sondern aus dem vollsten Grunde ihres Herzens, desto mehr wollte er wissen, ob sie einem andern etwas gewesen; er wollte das Leben kennen, das sie geführt. Und je mehr sie darunter zu leiden schien, desto mehr drang er in sie, denn er fühlte, er müsse alles erfahren.

Das Geschrei zweier Kinder, die in seiner Nähe spielten, schlug an sein Ohr, und er sah sich um.

Fünf Stunden waren verflossen, und er glaubte, es wären erst wenige Minuten. Vielleicht amüsierten sich die Kinder schon lange hier, doch er hatte sie erst jetzt bemerkt. War das nicht Agnes, die Tochter des Pastors, ein kleines Mädchen von sechs bis acht Jahren, die Alsa leidenschaftlich geliebt und die ihr so merkwürdig ähnlich sah . . . ? Sie war ihrem kleinen Bruder behilflich, auf einen Stein zu steigen; er ging in die Schule und sie war die Schullehrerin.

„Wiederhole, was ich dir sage,“ begann sie, „Vater unser . . .“

„Vater unser, der du bist im Himmel.“

„Himmel!“

„Geheiligt werde dein Name.“

„Werde dein Name.“

„Du uns komme dein Reich.“

„Rein.“

„Dein Wille geschehe.“

„Rein, ich will nicht.“

Botolf hatte sich von hinten näher geschlichen; nicht das Gebet lockte ihn; er hatte nicht einmal bemerkt, daß es ein Gebet war, doch während er die Kinder betrachtete und ihnen zuhörte, wurde er in seinen eigenen Augen ein unreines, aus der Gesellschaft Gottes und der Menschen ausgestoßenes Tier. Er versteckte sich hinter den Gebüsch, um von den Kindern nicht gesehen zu werden. Nie hatte er eine solche Furcht gehabt, wie er sie jetzt vor diesen Kindern hatte. Er ging in das Gehölz, weit fort von der Landstraße. Wo sollte er hingehen? In das leere Haus, das er für sie gekauft und ausgeschmückt? Oder noch weiter? Es war alles gleich. Wo er auch sein mochte, sie stand doch immer vor ihm. Man sagt, die Sterbenden nehmen in ihren Augen das letzte Bild mit, das sie geschaut; so behält auch der, der eine schlechte Handlung begeht, beim Erwachen den Eindruck des ersten Gegenstandes, auf den seine Blicke fallen, und kann sich nie mehr davon befreien. Nicht Alsa sah er vor sich, wie er sie zum letzten Male auf der Felskuppe erblickt, sondern Agnes, das unschuldige Kind. Der Gedanke an die Liebe Alsas für dieses Kind gab seiner Erinnerung eine neue Richtung, und die Wirkung dieser außerordentlichen Ähnlichkeit verband sich mit den Zweifeln und der Qual dieses ganzen Monats. Hatte Alsa dieses Kind in ihr Herz geschlossen? Ja, ja, er hatte es gesehen, oder richtiger gesagt, er hatte bemerkt, daß er es gesehen.

Wohin er auch seine Gedanken richtete, um Licht zu finden, er fand stets das Kind. Jede Szene ihrer kurzen Bekanntschaft, von der Schiffbruchsnacht bis zu dem Sonntagmorgen auf der Klippe, jede Szene drehte sich um dieses Gesicht. Alles das erschöpfte ihn derart, daß er nach wenigen Tagen fast keine Nahrung mehr zu sich nehmen und kaum eine Stunde hintereinander außer Bett sein konnte.

Jeder dachte, er würde sterben. Wer ein Rätsel in sich trägt, wird selbst ein Rätsel. Seit er zurückgekehrt, hatten sein düstres Schweigen, ihre Schönheit und ihr einsames Leben allerlei Gerüchte entstehen lassen, und die Frau hatte mit erstaunlicher Festigkeit daran gearbeitet, das Unglaubliche glaubhaft zu machen. Niemand ahnte, was vorgegangen war, da keiner von denen, die am Ufer und auf den Hügeln wohnten,

nach dem Ort gekam, von dem sie sich am Sonntagmorgen im Strahlenglanz der Sonne hinuntergestürzt hatte; auch war ihr Leichnam nicht ans Ufer geworfen worden.

Eine seltsame Legende bildete sich um sein Leben. Sein Anblick war entsetzlich. Er lag ausgestreckt da, mit seinem langen, hohlen Gesicht, seinem roten Bart und seinen struppigen Haaren, und man hätte glauben können, seine Augen blickten aus einem inneren See heraus. Die Leute, die nicht wußten, ob er leben oder sterben müsse, behaupteten, es wäre ein Kampf zwischen Gott und dem Teufel. Einige hatten sogar den Bösen selbst gesehen, wie er, von Flammen umgeben, durch das Fenster seines Zimmers gestiegen war, um ihn zu sich zu rufen. Man hatte ihn auch bemerkt, wie er in Gestalt eines Fadenknäuels sich um die Häuser zog. Andere, die am Gehöft vorübergingen, hatten ihn ins Gesicht gesehen, andere hatten einen Zug gehört, der heulend, zischend, lachend vom Meere emporstieg, langsam auf das Haus zuwanderte, trotz der verschlossenen Tür hereindrang, einen wütenden Lärm verursachte und mit demselben Geschrei, mit demselben Geheul und Gewieher wieder in das Meer zurückkehrte, von dem er ausgezogen war. Die Dienerschaft des Kranken, Männer und Frauen entflohen und erzählten diese Dinge, sie wagten nicht mehr, sich dem Pachtthofe zu nähern, und hätte nicht ein altes Ehepaar, zu dem er sehr gut gewesen, für ihn gesorgt, er wäre wohl ohne Pflege geblieben. Die alte Frau hatte selbst große Angst; sie verbrannte Stroh unter Botolfs Bett, um den Bösen zu bannen, aber obwohl er dadurch fast verbrannt wäre, wurde er doch nicht gerettet. Er krankte an einem seltsamen Leiden. Schließlich glaubte sie, er warte auf jemand. Sie fragte, ob sie den Priester holen solle. Er schüttelte den Kopf. Ob er sonst jemand sehen wolle? Auf diese Frage gab er keine Antwort. Am nächsten Tage sprach er deutlich den Namen Agnes aus. Sicherlich war das nicht die Antwort auf die Frage, die die Alte am vorigen Tage gestellt, doch sie sagte es so auf. Fröhlich suchte sie ihren Mann auf, sagte ihm, er solle schnell anspannen und sich zum Pastor begeben, um Agnes zu holen. Im Pfarrhause glaubte man, sie hätte falsch verstanden und der Pastor solle kommen, um das Abendmahl zu spenden; der Alte wiederholte, er solle Agnes mitbringen. Sie hatte es gehört und hatte Angst, denn sie kannte die Geschichte vom Teufel und der vom Meere emporgestiegenen Prozession; aber sie wußte auch, daß der Kranke jemanden erwartete, um zu sterben, und sie fand es nicht seltsam, daß gerade sie das war. Was ein Sterbender wollte, das mußte man tun, sagte man ihr; und wenn sie zu Gott von ganzem Herzen betete, so würde ihr nichts Böses widerfahren. Sie glaubte es und kleidete sich an. Es war ein kalter, klarer Abend, mit großen dichten Schatten, der Wald warf den Ton der Glöckchen zurück; es war wohl ein bißchen ängstlich, aber sie blieb unbeweglich und faltete die Hände. Sie sah nicht den Teufel und hörte auch nicht die Prozession, als sie am Meere vorüberkam; sie sah über sich die Sterne, deren klares Licht auf den Hügel fiel. Oben beim Pachtthofe war alles still, doch die alte Frau trat aus dem Hause, ließ sie herein, nahm ihr den Mantel ab und lud sie ein, sich am Ofen zu wärmen. Während dessen sagte sie ihr, sie müsse mutig sein, entschlossen auf ihn zugehen und das Vaterunser sprechen. Als sie sich dann gewärmt, ergriff sie bei der Hand und führte sie in das Zimmer. Er lag da mit seinem langen Bart und seinen eingefallenen Augen; er sah sie starr an, erschien ihr durchaus nicht schrecklich, und sie hatte keine Furcht.

„Verzeihst du mir?“ murmelte er.

Sie glaubte, sie müsse „ja“ antworten und antwortete: „ja.“

Er lächelte nun, versuchte sich zu erheben, fiel aber kraftlos zurück. Sie begann schnell das Vaterunser zu sprechen, doch er machte eine abweisende Bewegung und deutete auf seine Brust. Da legte sie ihre beiden Hände darauf, denn so hatte sie seine Bewegung verstanden, die Augen schließend, legte er seine kalten, knöchigen Hände auf ihre kleinen warmen Hände. Da er nichts sagte, als sie fertig war, wagte sie nicht, sie zurückzuziehen, sondern begann von neuem. Als sie das dreimal getan, trat die alte Frau herein, sah sie und sagte:

„Es ist genug, mein Kind, er ist gerettet!“